

Michael Weins

# Krill

Erzählungen

mairisch Verlag

[mairisch 16]

1. Auflage, 2007

© mairisch Verlag 2007

[www.mairisch.de](http://www.mairisch.de)

Der Verlag hat sich um die Einholung der Rechte bemüht. Sollten nicht alle Rechteinhaber angemessen berücksichtigt worden sein, bittet der Verlag um Benachrichtigung.

Autorenfoto: Stefan Volk / [www.stefanvolk.com](http://www.stefanvolk.com)

Druck: AZ-Druck, Kempten

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-938539-06-4

# Inhalt

Delfinarium	9	
Avocado	13	
Die heilige Musik der Derwische	18	
Gift	24	
Räubermärchen	30	
Bertina	36	
Autistendisco	42	
Russland am Meer	49	
Jagdgeschichten	55	
Wellen	62	
Frieden	66	
Maria vom See	70	
Das Märchen von der Großen Liebe	81	
Bonyabel	86	
Tamara	92	
Vorher/Nachher	99	
Maria	103	
Französisch für Anfänger	106	
Dahin, wo es weh tut	110	
Zedern, die auf Schnee fallen	124	
Paderborn	131	

# Avocado

Sie kommt zu mir. Ein letztes Mal. Sie steht vor meiner Tür und schaut mich von unten nach oben an. Aus diesen grünen Augen, die mich an saugende Steine erinnern. Dann sitzt sie auf meinem Sofa. Genauer gesagt, sie sitzt auf mir, auf meinem Schoß. Sie hat die Finger in meinen Haaren. Ich atme schmerzhaft Luft auf ihren angezogenen Busen.

Sie sagt: »Es ist aus, du weißt es. Ich kann es nicht mehr. Du bist der erste Mann, der mir gewachsen ist, aber du weißt, dass ich nicht frei bin. Es geht nicht. Es schmerzt uns beide. Du bist der beste Mann für mich. Aber was rede ich. Ich will keine Hoffnungen wecken. Der andere ist ein Idiot. Und jetzt will ich noch einmal richtig küssen zum Abschied. Und wer weiß, was das Leben bringt. Vielleicht ist es ein Abschied, vielleicht müssen wir aber auch Geduld haben. Vielleicht musst du Geduld haben, vielleicht. Aber warte nicht auf mich.«

Dann presst sie ihre Lippen auf meine und saugt, dass der letzte Rest Würde über meinen Mund in ihren Körper transferiert wird. Sie hat die Augen geschlossen und tut, als gäbe sie sich hin, eine geschickte Imitation. In Wirklichkeit achtet sie darauf, dass ihre Lippen beim Küssen eine gute Performance machen, dass sie geil aussehen, wenn sie sie auf meine quetscht. Und das gelingt wie immer. Meine Arme hängen links und rechts an meinem Körper herab, schlabbern auf das Sofa.

Dann löst sie sich und sagt: »Puh, ist das gut, ich könnte ewig so weitermachen.«

Sie kramt in ihrer Hosentasche und legt etwas Rundes auf den Tisch. Es sieht aus wie ein Ding aus Holz. Eine große Nuss. Oder ein Kern.

»Was ist das?«, frage ich.

»Nach was sieht das denn aus«, sagt sie.

Ich sage: »Ein Kern.«

»Es ist mein Abschiedsgeschenk«, sagt sie. »Ja, ein Kern. Aber ein Apfelnuss ist das nicht.« Sie zwinkert mir zu.

»Aha«, sage ich. »Avocado?«

Ich weiß, dass sie Avocado mag. Sie stellt gerne Guacamole her, den grünen Partymatsch der Inka. Und sie schnippelt gerne Avocado in ihren Salat. Sie isst überhaupt lauter Dinge, aus denen ich mir wenig mache. Fenchel zum Beispiel. Und Laugenbrötchen mit überbackenem Käse. Ich esse gerne Fleisch. Ich esse gerne Brot. Ich esse Bananen. Lebensmittel, die sie verabscheut. Und ich mag keine Avocado. Ich esse gerne Salat in meinem Salat. Ich weiß nicht, warum sie mir einen Avocadokern schenkt. Das heißt, ich kann es mir denken. Es ist eine Prüfung. Sie prüft meine Geduld. Seit Wochen und Monaten. Als wäre sie Angestellte beim Charaktereigenschaften-TÜV.

Sie sagt: »Du musst den Kern liegen lassen. Nach drei Tagen kannst du die äußere Haut abpellen. Das ist nicht einfach. Anschließend nimmst du vier Zahnstocher, die du kreuzweise in das Ding steckst. Und zwar im Höhenverhältnis ein Drittel zu zwei Dritteln. Dann legst du den Kern mit den Zahnstochern auf ein Glas, so dass er zu einem Drittel mit Wasser bedeckt ist. Du wartest sechs Wochen. Dann bildet sich ein Keim, den du an einer bestimmten Stelle abschneidest. Ich habe vergessen, wo, es ist aber wichtig. Anschließend entwickelt sich die Wurzel, das dauert noch einmal drei Wochen. Dann kannst du den Kern eingraben. Er muss in einem bestimmten Verhältnis mit Erde bedeckt sein, ich weiß es nicht mehr.«

Ich blicke in ihr Gesicht, keine Häme. Sie blickt wie ein Engel. Ich frage mich, ob ich das Eingraben bei Vollmond besorgen soll. Vermutlich muss ich die Avocado mit meinem Blut gießen. Und es dauert Jahre, bis ich meine eigenen

Avocados in meinen Salat schneide. Avocado diaboli. Wahrscheinlich stehe ich dann mit umgebundener Schürze in meiner Küche und matsche mir eine Guacamole zurecht für meine traurige, kleine Singleparty.

Ich habe diese Geduldsspiele schon immer gehasst. Wenn irgendwelche Grundschul- oder Unterstufenmädchen sich Hefeteigrezepte mit Männernamen zuraunten. Das hatte schon so etwas Sexuelles, diese heimliche, devote Hingabe an einen Teig namens Lutz oder Hermann. Und einige krieche-rische Jungen machten es mit, um im weiblichen Ansehen zu steigen, weil sie auf dem freien Markt keine Chance hatten.

Ich nehme den Kern von der Tischplatte und wiege ihn in der Hand. Er ist nicht schwer, aber er zieht mich nach unten. Ich gehe im Kopf ihre Instruktionen durch. Natürlich werde ich tun, was sie verlangt. Wahrscheinlich steigert es meine Chancen ins Unermessliche. Ich muss bloß alles richtig machen.

Sie steht auf und streicht dabei sachte über meinen Penis.

»Ich muss gehen«, sagt sie. »Es war eine schöne Zeit und – wer weiß?«

»Ja«, sage ich mit einem belegten Stimmchen. Mit der Stimme eines Eichhörnchens, das an einer Nuss knackt.

Ich stehe in der Tür und sehe ihr nach, wie sie die Straße hinunter geht, sehe ihren Po hin und her schwingen, ein letzter Gruß. Ich halte den Kern in der Hand. Kurz überlege ich, ihn hinter ihr her zu werfen, voll auf die Locken. Dann denke ich, dass es meine Chancen verschlechtert.

Drei Tage später pule ich mir die Fingernägel blutig. Auf die Idee, ein Messer zu benutzen, komme ich nicht. Und ich will den Kern auch nicht verletzen. Sie ist ein zäher Gegner, diese Schale. Ich fülle ein Glas mit Wasser. Ich lege vier Zahnstocher bereit. Dann frage ich mich, wo bei einem Avocadokern oben und unten ist. Ein Drittel zu zwei Dritteln, hat sie gesagt. Aber wo setzt man an?

Ich schreibe eine SMS: Entschuldige bitte die Störung, ich

vermisse dich usw., aber wo ist bitte oben und unten? Bitte antworte schnell, der Kern ist geschält und verfärbt sich.

Ich sitze am Küchentisch und schaue mein Mobiltelefon an. Die Minuten vergehen. Sie wird mich warten lassen, wie immer. Es macht einen Menschen interessant, wenn man auf ihn wartet. Vielleicht hat sie das in einer Frauenzeitschrift gelesen. Oder ihre Großmutter hat es ihr erzählt. Ich sitze und warte, und alles zieht sich mir zusammen. Ich fühle mich wie von innen verfaulendes Obst. Sie macht das geschickt. Einmal hat sie mir einen wichtigen Brief angekündigt per SMS, der alles klären würde. Acht Tage musste ich warten. Und dann stand nur in dem Brief, dass sie mir noch viel zu sagen hätte.

Ich frage mich, wie sich die Avocado in freier Wildbahn vermehrt, wenn kein Depp zur Hand ist, der sie schält und in ein Glas Wasser steckt. Eine vom Aussterben bedrohte Pflanzenart, künstlich am Leben gehalten durch ein Millionenheer liebeskranker Idioten. Ich sehe mich auf allen Vieren durch den Hof kriechen, um eine paar gelbe Avocadoblätter besorgt. Wenn ich Aufzucht und Pflege vergeiße, kann ich auch die Liebe vergessen. Wie im Märchen. Wer die Tochter des Königs freien will, muss die magische Avocado bezähmen. Ich blicke auf das Display, keine Nachricht. Was mache ich hier, frage ich mich.

Ich erhebe mich mit schweren Gliedern vom Tisch. Ich öffne die Terrassentür. In der Ferne hört man eine Bohrmaschine singen. Aus anderen Küchen fällt Licht in den Hinterhof. Ich schlucke ihn hinunter, den Anfall von Bitterkeit. Ich zwingen mich zu einem Lächeln. Es ist nicht echt, dieses Lächeln. Es ist eine Farce, ein Anfall von Horror. Ein Fledermauslächeln, das aus der Dunkelheit herabstößt auf mich. Ich werfe mit einer schmerzhaften Bewegung, mit aller kläglichsten Kraft, die mir zur Verfügung steht, den Kern in ein fernes Gebüsch. Ich schließe die Terrassentür. Ich setze mich hin und atme. Die Befriedigung bleibt aus.

Fünf Minuten später bekomme ich die SMS. »Unten ist da, wo der Nupsi ist«, schreibt sie. Sie schreibt, sie habe nicht gedacht, dass ich es durchhalte. Soviel Geduld habe sie mir nicht zugetraut. Respekt.

Glücklicherweise bin ich zu stolz, um im Halbdunkel in einem Gebüsch herum zu kriechen, auf der Suche nach einem Kern.



# Bertina

Sie war prägend für mich, jene Zeit im Haus hinterm Deich, das lässt sich aus heutiger Sicht leicht sagen. Ich fühlte mich aufgehoben dort, geborgen. Wenn ich sagen soll, wann es endete, setze ich lange vor dem eigentlichen Auszug an. Dann denke ich an Weihnachten 1991, als ich meine erste große Liebe lieben lernte, mit der ich später die Zwei-Zimmer-Wohnung bezog, das fällt nämlich zusammen.

Das erste Bild ist, wie ich aus der Stadt komme, an Deck der Finkenwerderfähre stehe und mir den kalten Wind ins Gesicht blasen lasse, Handschuhe an den Händen, die Mütze tief ins Gesicht gezogen, und ins braun aufgewühlte Kielwasser starre, das sich etwas weiter in der Schwärze des Stromes verliert.

In der Stadt hatte ich die Eltern besucht, hatte mit ihnen Kaffee getrunken, ein Ritual, von dem ich mich nicht ganz lösen konnte. Im Haus mochte ich wenig darüber erzählen. Ich war der einzige, der an Heiligabend zu seinen Eltern fuhr. Es war reaktionär, aber ich war ein Einzelkind, meine Eltern brauchten meine Anwesenheit für ihre Idylle. Immerhin war ich nicht zum Essen geblieben, nicht mit in die Kirche gegangen, das schien mir ein wichtiger Schritt in Richtung Befreiung.

Die Haare waren länger als im letzten Jahr, die Samthose sah speckig aus, der Kunstfellmantel hatte einen Riss. Gegen den Pullover hatte meine Mutter nichts sagen können, den hatte sie selbst einmal gestrickt. Mein Vater hielt den Mund und vermied es, mich anzusehen. Er hatte mir ein Buch mit dem Titel *Manipulieren – aber richtig* geschenkt. Das hielt er für den Zweck meines Studiums. Ich hatte es am Altonaer Bahnhof im Container entsorgt.

Von Finkenwerder aus musste ich zwei Stationen mit dem Bus fahren. Von da war es ein Fußweg von drei Kilometern bis nach Neuenfelde. Zu siebt bewohnten wir ein Haus mit Spitzdach hinterm Deich, das der Kirche gehörte. Ich hätte uns das Haus nie vermietet. Die Tapeten waren heruntergerissen, die Wände mit Sprüchen und Zeichnungen vollgeschmiert. An der Fassade prangte ein RAF-Stern, im Garten, der nie gepflegt wurde, stand ein Bauwagen, natürlich. Wenn ich der Pastor gewesen wäre, ich hätte uns rausgeworfen. Entweder er wollte uns missionieren oder er war ein heimlicher Revoluzzer.

Jedenfalls war er anwesend, als ich mit laufender Nase das Haus betrat. Er saß in unserer Küche und hielt eine Flasche Wein in den Händen, sein weihnachtliches Mitbringsel. Matze, unser Anführer, setzte ihm gerade auseinander, dass Alkohol das Individuum unter die Knute des kapitalistischen Systems zwingt, mit seiner entspannenden Wirkung trage er dazu bei, dass man den Wahnsinn duldsam ertrage. »Wir lehnen das Prinzip Rausch ab«, sagte er ihm, er könne seine Flasche also gerne wieder mitnehmen, die käme hier nicht so gut an. Der Pastor lächelte gequält, stellte die Flasche aber trotzdem auf dem Küchentisch ab. Dann schaute er sich die Rücken von Ines und Melissa an, die dabei waren, einen Brotteig zu bearbeiten.

Eigentlich durften wir gar keinen Anführer haben, wegen des demokratischen Gedankens.

Wir waren eine Veganerkommune. Wir verbrachten die meiste Zeit damit, Nahrung zuzubereiten, gutes Brot zu backen, Pasten herzustellen, die immer grau waren und nach Leim und Laub schmeckten, ganz gleich, was man hineintat. Im Vorfeld von Weihnachten war viel zu erledigen gewesen. Ich selbst hatte wenig beigetragen, da ich mich mehr als Arbeiter des Geistes verstand. Ich hatte zwei linke Hände. Und wenn ich ehrlich bin, war es tatsächlich so, dass die Arbeit in der Küche meistens von den Frauen erledigt wurde.

Das hätte aber niemand so formulieren dürfen, wir waren ein befreites Wohnprojekt, bei uns war Geschlechtergerechtigkeit verwirklicht.

Überhaupt Weihnachten. So richtig eindeutig war keiner. Alle lehnten wir das Christentum ab, das den Faschismus hervorgebracht hatte. Wir sahen nichts Gutes darin, immer wieder die Ankunft des Führers zu feiern. Aber ganz konnten wir uns der Sehnsucht nach ein wenig Wärme und Gemütlichkeit nicht entziehen. Ein bisschen feiern wollten wir auch. Im letzten Jahr hatte Matze uns die einschlägigen Stellen in der Bibel mit Demagogenstimme vorgelesen. Im Garten hatten wir einen Tannenbaum verbrannt und Verballhornungen der christlichen Lieder gesungen. Allerdings hatten später die Männer aus der Dorfkneipe zu uns herübergeschaut und es war zu unschönen Szenen gekommen, bei denen wir nicht gut abschnitten. Kämpfen gehörte nicht zu unseren Stärken, diskutieren schon eher, aber die Männer wollten nicht diskutieren. Dieses Jahr wollten wir es ruhiger angehen.

Um zehn Uhr saßen wir um den Tisch im Gemeinschaftsraum herum. Die Frauen hatten einen Pastinakenauflauf zubereitet. Der Pastor war gegangen. Wir saßen um die dampfenden Auflaufformen und blickten uns ausdruckslos an.

Matze. Ines. Achim. Josua, der eigentlich Heiner hieß. Melissa, die den kleinen Novalis säugte. Und Bertina mit dem runden Gesicht, den großen braunen Augen und dem Damenbart. Sie war jetzt seit zwei Wochen im Haus, war gerade erst aus Karlsruhe heraufgekommen, und wir hatten schon eine Nacht miteinander verbracht, heimlich Bier trinkend in der Küche und Panzerquartett spielend, kichernd vor Angst, jemand könnte uns erwischen.

Matze hatte allen aufgefüllt. Wir kauten gründlich die guten Nährstoffe aus den Pastinaken. Ich wusste, dass anschließend die üblichen Rituale einsetzen würden.

Die Geschenke, die jeder trotzdem besorgt hatte, würden

gemeinsam ausgepackt und in einen beklebten Karton gelegt, um sie im Garten zu vergraben, wenn der Frost es zuließ. Achim würde eine Tüte bauen, schließlich war Weihnachten. Den Konflikt zwischen Achim und Matze bearbeiteten wir später in der Männergruppe, die Frauen sprächen separat über Melissas Weinkrampf. Dann würde Musik gemacht. Bongos, E-Bass, leere Flaschen, das volle Programm.

Nachdem wir aufgegessen hatten, ging ich also zu Bertina in die Küche. Sie räumte Löffel und Teller in den Spülstein. Wir schauten uns an, ich betrachtete den Flaum auf ihrer Oberlippe, sie sah, dass ich rot wurde. Ich fragte sie, ob sie Lust habe, mit mir an den Fluss zu gehen. Ich wusste, dass die Ufer zugefroren waren, nur die Fahrrinne war noch frei. Sie nickte. Wir vermummten uns dick. Die anderen stellten die Stühle zum Kreis zusammen.

Draußen im Garten tauchte der Mond die Äste des Pflaumenbaums in milchiges Licht, zeichnete ihre Schatten auf den Boden. Wir stapften durch eine unwirkliche Landschaft, vorbei an den blinkenden Weihnachtslichtfenstern, an den spalierstehenden Obstbatterien, in Silber getaucht, unseren Atemwolken hinterherschauend. Wegen des klaren Lichts waren kaum Sterne am Himmel. Erst gingen wir getrennt, dann fand ihre Hand ganz selbstverständlich die meine. Wir kletterten auf den Deich, begrüßten den schimmernden Hang gegenüber am anderen Ufer, wo die Pfeffer-säcke in ihren Häusern saßen, dann schritten wir in die Dunkelheit des Deichschattens, hinab ans Ufer, an dem sich die Eisschollen übereinander schoben wie in einem Bild von Caspar David Friedrich. Und dahinter lag das Wasser, schwarz wie ein alter gestrandeter Wal. Ich neigte mich zu ihr, hielt meinen Atem an. »Warte«, sagte sie und legte mir den Finger auf die Lippen. »Ich muss dir erst etwas erzählen. Ich möchte dir erzählen, warum ich Bertina heiße.«

»Ja?«, fragte ich.

»Ja«, sagte sie.

Sie erzählte mit heiserer Stimme, dass sie mit dem Chromosomensatz eines Jungen geboren worden war, als Zwitterbaby. Sie hätte eine überlange Klitoris gehabt, einen Mini-Penis, aber daran könne sie sich nicht erinnern, ihre Eltern hätten es ihr erzählt, es gäbe keine Fotos. Sie hatten sie zum Mädchen umoperieren und als Mädchen aufwachsen lassen, hatten eine Entscheidung getroffen, weil die Gesellschaft Eindeutigkeit braucht. Als sie 18 war, enthüllten sie ihr das Geheimnis, doch ihr war schon vorher aufgefallen, dass sie das einzige Mädchen in der Schule war, das lieber Fußball spielte und sich für Motorräder zu interessieren begann und nicht für Pferde und Schminktipp. Sie habe ihren Namen in Bertina geändert. Bertina entspräche ihrem wirklichen Geschlecht. Mittlerweile sei alles am rechten Platz, sie sei mit sich im Reinen. Nur ihre Eltern sagten nach wie vor Bettina.

»Ich kann keine Kinder bekommen«, sagte sie und blickte mir in die Augen.

»Oh«, sagte ich.

Ich stand am Ufer und wiederholte mir, was sie gesagt hatte, sie konnte keine Kinder bekommen, genetisch war sie ein Mann, irgendwie.

»Macht nichts«, flüsterte ich.

Und es stimmte, es machte mir wirklich nichts. Es schien mir ratsam, keine Kinder in die Welt zu setzen. Ich dachte an die verkorksten Existenzen, mit denen ich zu tun hatte. Es war besser, keine Kinder in die Welt zu setzen, weil sie ihre Eltern ja doch nur hassen würden. Und ich hatte auch nichts gegen ihren Schnurrbart einzuwenden.

»Macht nichts«, flüsterte ich noch einmal.

Ich nahm den Finger, den sie auf meiner Lippe hatte liegen lassen, und steckte ihn mir in den Mund. Dann gab ich ihr einen Kuss, den sie zögernd erwiderte. Wir standen am Ufer des Flusses und küssten uns. Wir standen lange eng umschlungen, Doppel-X und Doppel-Y.

»Möchtest du zurück ins Haus?«, fragte sie irgendwann.

»Nein«, sagte ich, schloss sie nur fester in die Arme. Es war eine jähe Offenbarung. Ich hatte einfach keine Lust, zurück zu den anderen zu gehen, wo wir noch stundenlang bei irgendwelcher Musik in den Kissen herumdröhnen würden, um morgen wieder zu diskutieren. Ich wollte es nicht mehr, das hier war besser.

»Dann mach aber bitte den Wein auf«, sagte sie, »mir ist kalt.«

Aus einer Manteltasche zog sie einen Korkenzieher, aus der anderen die Flasche Pastorenwein. Beides hielt sie mir hin. Sie hatte den Wein mitgenommen, obwohl es verboten war. Ich öffnete den Wein und prostete ihr zu.

»Auf das Haus«, sagte sie, »auf ein freieres Leben.«